



# WordForce II

2024

Veröffentlichung der Einreichungen des

## 2. Creative Writing Wettbewerbs

Sprachenzentrum

Helmut-Schmidt-Universität /

Universität der Bundeswehr Hamburg

## **Vorwort**

Liebe Leserinnen und Leser,

mit WordForce halten Sie nun bereits die 2. Ausgabe der Ergebnisse unseres Creative Writing-Wettbewerbs in den Händen.

Unsere Broschüre enthält alle Beiträge, die im November 2024 im Rahmen des vom Sprachenzentrum der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr Hamburg veranstalteten Creative Writing Wettbewerbs eingesendet wurden. Selbstverständlich hat es eine fachkundige Jury gegeben, die sich aufmerksam alle Texte, ob nun Gedichte, Kurzgeschichten oder Romanfragmente durchgelesen und sie kritisch aber mit großem Vergnügen diskutiert und bewertet hat. Jeder Mensch, der den Drang verspürt, künstlerisch zu schreiben, freut sich am meisten über die Aufmerksamkeit, die seinem Werk zuteilwird.

Auch in diesem Jahr haben uns wieder viele kreative Beiträge erreicht, die die Vielfältigkeit, Fantasie und Begabung an der HSU widerspiegeln. Diese Veröffentlichung ist sowohl eine Anerkennung ihrer Leistungen als auch eine Erinnerung an die Bedeutung der Kreativität in unserem Leben. Wir hoffen, dass diese Sammlung zu Gesprächen anregt, zu weiteren Erkundungen ermutigt und, was am wichtigsten ist, künftige Autor:innen dazu inspiriert, ihr Handwerk weiter zu verfolgen.

Wir danken allen Teilnehmenden für ihre Beiträge. Ihre Stimme ist wichtig, und wir freuen uns darauf, zu sehen, wohin Ihre Kreativität Sie als nächstes führt.

Viel Vergnügen beim Lesen,

wünscht Ihnen Marina Schulz  
Leiterin des Sprachenzentrums der HSU.

Ein besonderer Dank gebührt den folgenden Kolleginnen und Kollegen des Sprachenzentrums:

Sylke Schulte, Englisch- und Deutschlehrerin, Organisatorin des Wettbewerbs,  
Jurymitglied

Dave Duke, Englischlehrer, Jurymitglied

Solène David, Französisch- und Deutschlehrerin, Jurymitglied

Marina Schulz, Leiterin Sprachenzentrum, Jurymitglied

Jannik Peiser, Oberbootsmann, Layout



## Inhaltsverzeichnis

<b>Vorwort</b>	2
<b>Flussabwärts stinkt's nach Geld</b> <i>Léon Holletschek</i>	7
<b>Die Insel</b> <i>Philipp Marenbach</i>	15
<b>Pepe and the Cup of Dreams</b> <i>Madeleine Rischer</i>	25
<b>Hundert Seelen</b> <i>Sergej Grednev</i>	37
<b>Poetry</b> <i>Sergej Grednev</i>	38
<b>Tethered by Love</b> <i>Julius Arendt</i>	39
<b>A child goes home</b> <i>Vince Di Dato</i>	43
<b>Das Karussell</b> <i>Ronja Fischer</i>	51
<b>Ein Hauch von Magie</b> <i>Ronja Fischer</i>	53
<b>Ruinen</b> <i>Ronja Fischer</i>	55
<b>Das hat es vor 70 Jahren gegeben</b> <i>Jens Storjohann</i>	57
<b>Über die Relevanz der ganzjährigen Öffnung von Eisdielen</b> <i>Léon Holletschek</i>	69



**Platz 1**

**Léon Holletschek**

***Flussabwärts stinkt's nach Geld***





## Flussabwärts stinkt's nach Geld

Léon Holletschek

Es ist einer dieser Tage, an denen man sich fragt, warum man in Hamburg lebt. Der Himmel ist grau, der Wind peitscht einem die Haare ins Gesicht, und die Alster sieht aus, als würde sie gleich überlaufen – ein echter Hafen für das norddeutsche Gemüt. Doch nichts davon hält meine Mitbewohnerin Judith und mich davon ab, eine Radtour entlang der Alster von Fuhlsbüttel in Richtung Innenstadt zu unternehmen. Wir möchten dort gerne ein Café besuchen. Ich sitze auf meinem treuen Klapprad, das in etwa die Größe und die Stabilität eines alten Bürostuhls hat, während Judith sich auf ihr elegantes Citybike schwingt. Das Rad ist fast so groß wie sie selbst – und definitiv in besserem Zustand als das meine.

„Sag mal“, fragt Judith, während sie neben mir herfährt, „wie alt ist dieses Klapprad eigentlich?“

„Das weiß niemand genau“, sage ich mit einem poetischen Tonfall. „Es ist wie der Anfang der Zeit. Niemand war dabei, als es entstand, und niemand weiß, wann es auseinanderfallen wird.“

Judith wirft einen Blick auf mein Rad, das bei jedem Pedaltritt ein lautes Quietschen von sich gibt. „Das klingt aber eher nach dem Ende der Zeit.“

Ich sage: „Solange es noch rollt, lebt es! Das ist die wahre Dialektik des Radfahrens.“

Wir fahren gemächlich die Alster entlang; noch ist die Welt um uns herum friedlich und grün. Hier und da joggen ein paar Menschen, Spaziergänger gehen mit ihren Hunde Gassi und die ersten Paddler kämpfen mit dem Wind auf dem Wasser,

als wären sie Teil eines nie endenden Wettbewerbs gegen die Elemente.

Doch mit jedem Meter, den wir uns der Stadtmitte nähern, beginnt die Szenerie sich zu verändern. Die kleinen Villen am Ufer, die bisher dezent hinter hohen Hecken versteckt waren, weichen plötzlich imposanten Gebäuden, die sich selbst in den Vordergrund drängen. Es ist, als ob die Häuser sich gegenseitig in einem Wettstreit darum überbieten wollen, wer den größten Balkon oder das schickste Boot vor der Tür stehen hat.

„Schau dir das an“, sage ich und deute auf eine der Villen, die so aussieht, als könnte sie problemlos als Kulisse für einen James-Bond-Film dienen. „Was machen die Leute in diesen Häusern eigentlich den ganzen Tag? Sitzen sie nur rum und zählen ihr Geld?“

Judith lacht. „Vielleicht haben sie einen Raum voller Moneten und hüpfen jeden Morgen wie Dagobert Duck rein. Das macht den Tag erträglicher.“

„Oder sie stehen einfach am Fenster und schauen den Normalsterblichen zu, wie sie an ihren Luxusdomizilen vorbeiradeln. So wie uns.“

„Ja, und dann lästern sie über unsere Räder: ‚Schau mal, der Typ mit dem Klapprad da unten – sieht aus, als hätte er das Teil aus einem Trödel Laden für drei Euro.‘“

„Dabei hab ich ganze fünf Euro gezahlt“, erwidere ich stolz.

„Das hier ist ein Klassiker.“

„Ein Klassiker? Oder ein Fall für den Schrottplatz?“, fragt Judith mit einem breiten Grinsen, als mein Klapprad bei einem besonders tiefen Schlagloch ein lautes Kreischen von sich gibt.

„Keine Sorge“, sage ich, „das ist nur der Sound der Arbeiterklasse. Es protestiert gegen die Straßenverhältnisse.“

Judith schüttelt den Kopf, während wir weiterfahren. Mittlerweile haben sich die kleinen, charmanten Häuser in wahrhafte Paläste verwandelt. Jeder Garten ist größer als unser ganzes Wohnviertel in Fuhlsbüttel und die Autos, die in den Einfahrten stehen, glänzen so sehr, dass man sich darin spiegeln könnte – wenn man das Bedürfnis hätte, sich in dem Reichtum anderer Leute zu reflektieren.

„Weißt du, was ich an diesen Menschen wirklich nicht verstehe?“, fragt Judith, während wir an einer besonders überdimensionierten Villa vorbeifahren, die aussieht, als hätte sie jemand aus einem Luxuskatalog ausgeschnitten und in die Wirklichkeit geklebt.

„Was denn?“

„Wofür brauchen die eigentlich solche riesigen Häuser? Die haben doch nicht mal genug Freunde, um all die Zimmer zu füllen!“

Ich nicke. „Das ist genau das Problem. Sie kaufen sich den Platz, den sie niemals nutzen werden, während wir uns in unserer WG immer um die Regalplätze streiten, weil es nicht einmal für all unsere Bücher ausreicht.“

„Vielleicht sammeln sie ja Räume, wie andere Leute Briefmarken. Der eine Raum ist fürs Lesen, der andere fürs Nichtstun, der nächste für das Studieren der Finanzmärkte – und ganz hinten gibt es dann noch das Zimmer, das sie für ihre Existenzangst nutzen.“

„Das Angstzimmer?“

„Ja! Ein Raum, in dem sie sich verstecken können, wenn die Revolution kommt.“

Wir lachen beide, als ein Porsche Cayenne an uns vorbeifährt und in die Einfahrt einer weiteren Luxusvilla rollt. „Und hier kommen die Herrscher über das Angstzimmer“, sage ich und nicke in Richtung des Autos. „Sie bereiten sich sicher schon

auf den kommenden Umsturz vor.“

„Wahrscheinlich installieren sie gerade eine Fluchtluke. Wenn der Klassenkampf zu heiß wird, können sie sich unbemerkt ins nächste Chalet absetzen.“

„Das muss man ihnen lassen: Sie wissen, wie man vorausschauend plant“, bemerke ich, während wir langsam in die Innenstadt einfahren. Die Alster liegt nun hinter uns und die pompösen Villen weichen den imposanten Altbauten der Innenstadt. Es wird enger, belebter – und doch kann ich nicht umhin, mich zu fragen, ob all diese Menschen in den glänzenden Fenstern wirklich glücklicher sind als wir in unserer bescheidenen WG.

„Weißt du“, sagt Judith, als wir an einer Ampel stehen und auf grün warten, „vielleicht sollten wir doch ein bisschen von ihnen lernen.“

„Wie meinst du das?“

„Na ja, zumindest wissen sie, wie man sich selbst feiert. Die ganze Architektur ist wie ein großes Denkmal ihres eigenen Erfolgs. Vielleicht sollten wir mal ein kleines Denkmal für uns errichten – in unserer Wohnung. Was hältst du von einem Schrein für den Aufstand der kleinen Leute?“

„Gefällt mir“, sage ich lachend. „Aber nur, wenn wir dafür auch einen eigenen Raum haben.“

„Einen Raum? Du meinst wohl eher unser Kellerabteil. Mit deinem Klapprad als Altar und einem Schild: ‚Für alle, die sich durchs Leben kämpfen und trotzdem noch lachen können.‘“ Wir grinsen uns an, als die Ampel endlich auf grün springt und wir weiterfahren. Hamburg rollt unter unseren Reifen dahin und die Villen, Autos und glänzenden Fassaden verschwimmen in einem surrealen Mix aus Dekadenz und Absurdität.

Manchmal muss man einfach mit dem Rad durch die Stadt

fahren, um die Welt mit einem Augenzwinkern zu betrachten  
– und zu erkennen, dass man trotz allem doch noch ein wenig  
Spaß haben kann.



**Platz 2**

**Philipp Marenbach**

***Die Insel***





## Die Insel

*Philipp Marenbach*

*Eins, Zwoooo, Drei! Eins, Zwoooo, Drei!* Immer wieder durchschnitt ein wohlklingender Bariton begleitet vom kraftvollen Eintauchen routiniert geschlagener Riemen die Stille, die sich wie das Kommen der Flut zunächst unmerklich und schließlich mit unnachgiebiger Schnelligkeit über diesen bis zuletzt so alltäglich gewesenen Spätnachmittag gelegt hatte. Der Nebel war zeitgleich zu der Stille aufgezogen, wie es den Männern schien, doch dem, der am Bug des Kutters saß, war schon früh aufgefallen, dass die unnatürliche Stille dem Nebel vorausgegangen war. Das Unbehagen unterdrückend hatte er ihre Patrouille nicht unterbrechen wollen. Noch zu Anfang der Woche hatte er sich in der Offiziersmesse über die Abergläubigkeit einiger altgedienter Soldaten beschwert, die sich unter bestimmten Wettervorzeichen geweigert hatten, die vorgeschriebenen Routen zu nehmen. Er hatte sie arrestieren lassen und seiner Mannschaft einen pathetischen Vortrag über Schmuggler, Landesfeinde und unbedingte Pflichterfüllung gehalten. Wie hätte er nun also nicht fahren können? Dienst ist Dienst, dachte er noch, jetzt mit der Verbissenheit eines Mannes, dessen strahlende Zukunft viel zu früh durch einen Fehler besiegelt wurde und dessen Ehrgeiz auf ewig unbefriedigt bleiben muss.

Jung war er. Jung und von Umgangsformen, die der Wachmannschaft der Insel umständlich und beizeiten lächerlich vorkamen. Was ihn hierher verschlagen hatte, wusste niemand. Niemand außer ihm selbst und dem Kommandeur. Dieser aber residierte in einem weit entfernt auf dem Festland gelegenen Stabsgebäude. Gut geheizt, gut situiert, nahe der großen Straße und dem französischen

Theater. Hier aber lebten in den Wintermonaten nur einige Dutzend Fischerfamilien, die Soldaten in ihrer uralten Wachfestung und die unglücklichen Hausdiener, die die nun verlassenen Seebäder und Hotels an der Ostküste der Insel zu beaufsichtigen hatten.

Bald nach Beginn der Patrouille war der Leuchtturm in Betrieb genommen worden. Sein rhythmisch wiederkehrendes Leuchten, das den Nebel nur noch blass zu durchbrechen vermochte, und das alle paar Minuten ertönende Läuten der Glocke waren ihre einzigen Orientierungspunkte, seit die Sonne hinter den Klippen verschwunden war. „*Herr Kaleu,*“ der wettergegerbte Bootsmann wandte sich an den kaum halb so alten Offizier am Bug des Kutters, „*Wir müssen warten, bis die Suppe abgezogen ist, sonst laufen wir auf die Steine vor den Klippen auf, melde gehorsamst.*“ Die Lippen des Angesprochenen wurden schmal. Der Bootsmann war der Einzige unter den Einheimischen der Wachmannschaft gewesen, der sich nicht geweigert hatte, heute abzulegen. Die offenbare Ungerührtheit des Mannes reizte den Offizier, an dessen betont schneidiger Haltung der Zweifel des ihm Unerklärlichen schon zu nagen begonnen hatte. Er konnte sich wohl seine eigene Hilflosigkeit nicht eingestehen. „*Herr Bootsmann,*“ bellte er förmlich, „*wenn wir aufhörten zu rudern, so würde die Strömung uns unzweifelhaft ebendieses Schicksal erleiden lassen, oder meinen sie nicht?!*“ „*Gibt keine Strömung an Tagen wie heute, Herr Kaleu. Seit mehr als einer halben Stunde ist der Leuchtturm Backbord querab und Sie wissen, melde gehorsamst, dass wir hier eigentlich mit der Strömung fahren müssten.*“ Die Männer waren verblüfft zu sehen, dass die Lippen ihres Kommandanten noch schmaler werden konnten, als sie es bisher schon gewesen waren. „*Betisen,*“ zischte er, „*abergläubiger Unsinn, nichts weiter. Und Sie, Sie insubordinante Canaille meinen wohl, dass Sie Ihre Scherze mit mir treiben könnten! Assez sage ich, es reicht!*“

*Wir rudern in Richtung Festungssteg und damit Basta!*“ Der altgediente Unteroffizier zuckte mit den Schultern. „*Aye, Herr Kaleu. Ich bin in diesen Gewässern aufgewachsen und rate jedem hier, den Kutter nicht zu verlassen, egal, was er auch sehen oder hören mag. Das ist alles.*“ Nur mühsam unterdrückter Zorn zeichnete sich drohend auf dem Gesicht des Offiziers ab, doch zu einer Erwiderung ließ er sich nicht mehr herab. Sie ruderten also weiter.

...

Wie lange sie gefahren waren, wusste der junge Mann nicht zu bestimmen. Schon vor einiger Zeit hatte seine Stimme versagt und ihm das Anzählen der Riemenschläge unmöglich gemacht. Seitdem nutzte der Bootsmann wieder seine Pfeife. Der Nebel war noch dichter geworden und hatte das ihm unerträglich gewordene Antlitz des älteren Mannes in der klammen Umarmung undurchdringlicher Weiße verschwinden lassen, in der er selbst die kaum einen halben Meter vor ihm sitzenden Ruderer nicht ausmachen konnte. Es war kalt geworden. Niemand sprach. Backbord querab sandte der Leuchtturm sein kränkliches Leuchten in gleichmäßigen Abständen in den verschleierten Äther. Der Offizier zog den Mantel fester um sich und verfluchte seine Schwäche. Seit der Warnung des Bootsmannes hatte er sich nicht einmal mehr getraut den Kopf über die Bordwand zu strecken, um nachzusehen, ob sie Fahrt machten. Dass sie das nicht taten, war ihm ohnehin schon zu einer beklemmenden Gewissheit geworden.

...

Er hatte nun schon lange in das weiße Nichts gestarrt und gelauscht. Dass aber das Pfeifen und das Schlagen der Riemen aufgehört hatte, registrierte sein erlahmender Verstand

kaum. Die Lippen waren ihm wie zugewachsen, der Nebel drückte ihm auf die Brust und eine unerklärliche Angst hielt ihn zurück, seine Männer zur Räson zu rufen. Wer konnte mit Sicherheit sagen, ob sie überhaupt noch auf ihren Bänken saßen? Wieder versank er in Gedanken, starrte trüb geradeaus und zitterte zusammengekauert am Bug des Kutters.

Ein ekelhaftes Kratzen von Holz auf Stein riss ihn aus seiner Apathie. Geschlafen hatte er nicht, aber seinen Blick in endlos weiße Weiten gerichtet, hatte er vor seinem geistigen Auge unentwegt all die kleinen Fehlritte und Peinlichkeiten seines Lebens reminisziert und neu durchlebt. Erniedrigungen, die das Schicksal niemandem erspart und die das Selbstgefühl empfindsamer junger Menschen noch nach Jahren zu vergiften pflegen. Jetzt aber, als er in langsamem Erwachen begriffen war, sah er die wie in seine Augen eingebrannten fürchterlichen Umrise der fremdartigen Bucht, die nach einem fremden Gott benannte Fregatte, sich selbst am Bug eines Kutters. Ganz wie am heutigen Tag war es gewesen. Routine. Dann nichts. Dann Blut, dann ein verzweifelter Kampf ums Überleben und zum Schluss, die Schmach. Als einziger war er an Bord der Fregatte zurückgekehrt. Nie hatte er darüber gesprochen. Nie hatte man seine Männer gefunden.

...

Kleine Erschütterungen durchliefen den Kutter, der an ein raues Ufer gespült worden war. Er erblickte einen aus dem blanken Felsen gehauenen Weg, der an einer fast senkrechten Klippe entlangführte, deren Spitzen sich in nicht auszumachenden Höhen verloren. Am Ende des Weges eine kaum mannshohe Öffnung und in rhythmischen Abständen wanderte ein gleißender Lichtkegel über diesen Ort, so

intensiv, als gäbe es keinen Nebel, der seine Strahlen hätte behindern sollen. Am Eingang der Höhle lag eine blaue Mütze. Eine Mütze, wie sie die Soldaten der Insel zu tragen pflegten. Sein Innerstes krampfte sich vor Scham, Angst und einer grauenhaften Vorahnung zusammen. Der Kutter war leer. Er nahm die Laterne vom Bug, entzündete sie, nahm eines der Gewehre, pflanzte das Bajonett auf, stieg ans Ufer.

Er war nun schon einige Zeit dem Tunnel gefolgt. Das den Weg zunächst von Zeit zu Zeit unwirklich erhellende Licht des Turmes war nach einer scharfen Biegung endgültig versiegt. Seine ungesund flackernde Laterne reichte schon bald nicht mehr aus, um den stetig größer werdenden Gang auszuleuchten. Er musste weiter. Auf seine Rufe hatte aus dem Inneren das fast unhörbare Geräusch einer Bootsmannspfeife geantwortet. Sie mussten irgendwo hier drin sein. Wie im Fieber hastete er vorwärts, verfolgte dieses einzige vertraute Geräusch und ignorierte die eisigen Klauen, die sein panisch schlagendes Herz unbarmherzig umklammert hielten.

Noch immer trug er die Laterne mit sich. Sie hatte schon lange aufgehört zu brennen, doch sie war ohnehin nur noch unnötiger Ballast. Der Tunnel war erfüllt von einer blassgrünen Lumineszenz, deren am Ende des Weges zu liegen scheinender Ursprung sein Ziel war. Die Wände hatten den Charakter eines grob behauenen Stollens verloren, der Boden war glatt, die nun zu erkennenden Wände bedeckt mit Reliefs, deren Darstellungen ihm Übelkeit verursachten. Endlich erreichte er das Ende. Es war eine Grotte. Im Mittelpunkt eine kreisrunde Öffnung gefüllt mit Wasser, von dem das ekle Leuchten des blasphemischen Ortes ausging. Vor dem Wasserloch ein Altar aus schwarzem Stein und um ihn verteilt lagen Gestalten in furchtbar vertrauten

Uniformen. Im grünen Licht erschien das Blut wie schwarz glänzender Teer. Von einer vor dem Altar zusammengesunkenen Gestalt ging das Pfeifen aus, das ihn hierhergeführt hatte. Langsam schritt er auf sie zu. Er war wie betäubt. Mit einem Ruck riss er die Gestalt herum und blickte in das grässlich entstellte Gesicht eines der Männer, die er vor so langer Zeit an das fremde Ufer geführt hatte. Dem zerfleischten Gesicht fiel die silberne Pfeife aus dem lippenlosen Mund und mit teuflischem Leuchten in den zerfließenden Augen krächzte das Wesen furchtbaren Frevel, den kein gesunder Verstand zu fassen vermag und dessen unheilige Sprache nicht von menschlichen Zungen rollen kann, ohne einen furchtbaren Tribut zu fordern. Entsetzt kreischend stieß er das Ding von sich und schoss. Der Knall war ohrenbetäubend in der kleinen Grotte, doch der teuflische Kadaver flüsterte seine Gotteslästerungen weiter alldieweil die übrigen Toten auf ihn zukrochen, ihn packten und zu Boden warfen. Wie von Sinnen versuchte er sie abzuschütteln. Die Klauen der Ghule indes hielten ihn unbarmherzig gepackt, während das kränklich leuchtende Wasser wie kochend zu brodeln angefangen hatte. Aus den Tiefen durch die verbotenen Inkantationen angelockt stieg eine verschlungene Masse grauschleimiger Tentakel und Augen, die einen sinnbetäubenden Verwesungsgestank ausstieß und mit wilder Gier tastende Fangarme nach ihm ausstreckte. In einem letzten Aufbäumen urwüchsigen Überlebenswillens trat schlug und wand sich der junge Mann, schrie und rief nach dem ehemals so allmächtigen Gott seiner unschuldigen Knabenjahre. Doch es war vergebens. Wie ein Schraubstock hielten sie ihn umklammert und schon spürte er den unbarmherzigen Griff des glitschigen Dings, dessen sich ewig windende massige Gestalt wohl das letzte sein würde, was er sah. Es packte sein rechtes Bein, das vom unsäglichen Brennen der ekelhaft ätzenden Säure durchzuckt wurde, in

die das Ding gehüllt war und die letzte Saite seines überspannten Bewusstseins sprang, als er in die gnädige Umarmung der Ohnmacht glitt.

Zuletzt, so meinte er, hatte ein purpurnes Leuchten die Dunkelheit verdrängt und eine sanfte, warme Hand hatte sich so auf seine Wange gelegt, wie es schon seit seiner Kindheit niemand mehr getan hatte.

...

*„Herr Kaleu!“* Jemand schüttelte ihn unbarmherzig und riss ihn aus der tröstenden Schwärze des Vergessens. Er schlug seine Augen auf. Er war im Kutter, mit ihm all seine Männer, Backbord querab stand der Leuchtturm unverhüllt auf den Klippen. Der nun völlig klare Spätnachmittag war in das goldene Leuchten der untergehenden Sonne getaucht. Am Ufer glaubte er eine Gestalt zu sehen, gekleidet in Purpur und mit langen, schwarzen Haaren, die majestätisch in der aufkommenden Brise wehten. Ein stechender Schmerz lenkte seine Aufmerksamkeit zurück in den Kutter. Entsetzt sahen er und seine Männer auf sein rechtes Bein, das einen schrecklichen Anblick bot. Wie von Feuer versengt und mit kreisrunden Wunden überzogen. *„Mein Gott“*, murmelte der junge Mann nur. Unendlich traurig aber klang der Bootsmann, der ihm nun tief und wissend in die Augen blickte, während er sich langsam bekreuzigte. *„Herr Kaleu, der Kutter... sie sollten doch nicht... der Herrgott sei ihnen gnädig.“*



**Platz 3**

**Madeleine Rischer**

***Pepe and the Cup of Dreams***





## Pepe and the Cup of Dreams

Madeleine Rischer

Late one night, after the Daniels family had finished washing dishes and gone to bed, the kitchen fell into a quiet hush. Amid the silence, nestled in a box in the far corner of the pantry, a peppermint tea bag named Pepe stirred. Surrounded by his brothers and sisters, he had often dreamed of fulfilling his destiny – to steep in the perfect cup of hot water and release his soothing aroma. But tonight, the call felt stronger than ever.

With a gentle shake Pepe freed himself from the tight cluster of his companions. As he moved toward the edge of the box, the other tea bags whispered warnings.

“Brother, are you sure about this?” one of his sisters asked, her voice quivering with concern. “The kitchen is a dangerous place. What if you run into the scissors or, worse, the garbage disposal?”

“It’s risky out there,” another tea bag added. “The slightest mishap, and you could be torn to pieces!”

But Pepe had made up his mind. “I have to try,” he said firmly. “I need to find my perfect cup of hot water. It’s what I’m meant for.” With that, he leaped from the box and floated gently to the pantry shelf below.

The kitchen loomed large and mysterious. Shadows danced across the countertops, and the appliances stood like sleeping giants. Pepe knew the tales of knives that could slice through

anything, of blenders that spun so fast they could turn a tea bag to dust. But his desire to fulfill his purpose was stronger than his fear.

He hopped across the shelf, carefully avoiding the jagged edges of a forgotten cracker crumb, and ventured into the open kitchen.

The first obstacle on his journey appeared quickly. A rather peculiar-looking gadget with sharp edges and a curved design, a banana slicer, lounged idly beside a bowl of bananas.

“Hello there!” the slicer greeted him in a chipper tone. “What brings you out at this hour?”

Pepe introduced himself and explained his quest. The banana slicer nodded sagely, its thin metal blades glinting in the dim light. “Ah, the search for the perfect cup. Many have sought it. Better keep your distance from sharp ones like me,” he added with a wink.

Pepe thanked the slicer and continued on his way, skirting past the bananas with their slightly squishy appearance. As he ventured further, he encountered a rather pitiful sight. A forgotten, half-eaten sandwich lay forlornly on the counter, its once-crisp lettuce now wilted and its bread slightly stale. The sandwich seemed to be in the throes of a mid-life crisis.

“What’s the point of it all?” the sandwich muttered to itself. “I was once so fresh, so full of potential. And now look at me – a forgotten snack, halfway to the trash.”

Pepe approached cautiously. “Are you alright?”

The sandwich sighed. "I don't know. I had such dreams of being a perfect lunch. But now... I'm not sure what I'm supposed to be."

Pepe, full of determination, spoke with a gentle yet firm tone. "I know it's hard, but I'm on a journey to fulfill my destiny. If I can find my perfect cup of hot water, you can still find your purpose too."

The sandwich seemed to perk up slightly at Pepe's words. "You really think so?"

"Absolutely," Pepe replied. "We all have a role to play. Sometimes it just takes a bit of time and a little help to figure it out."

As Pepe walked on, he grew even more confident about his journey.

Suddenly, from the shadows of the vegetable drawer, a voice called out. "Hey there! Need some help?" A quirky-looking Romanesco emerged.

"Hi!" Pepe greeted, happy to find a friendly face. "I'm looking for a cup of hot water. Do you know where I could find one?"

The Romanesco, though not the brightest vegetable in the crisper, was enthusiastic. "I'm not sure, but I'd be happy to come along and help you look! They say two heads are better than one!"

Together, Pepe and the Romanesco traversed the kitchen, dodging puddles of water from the recent dishwashing. But as they neared the cutting board, something terrifying awaited them: a pair of scissors lying menacingly on the counter.

“Who dares approach my domain?” the pair of scissors hissed, clicking its blades together threateningly.

Pepe froze, his paper heart pounding in fear. “I-I’m just looking for a cup of hot water,” he stammered.

The pair of scissors snickered, slowly dragging its sharp tips closer. “A brave little tea bag, aren’t you? I will snip you into pieces.”

Pepe knew all too well how dangerous the scissors were. Many a tea bag had fallen prey to their sharp, merciless blades. As the scissors loomed over him, Pepe felt his hope dwindling.

But before the pair of scissors could strike, the Romanesco bravely rolled forward, placing himself in harm’s way. “Run, Pepe!” he shouted. “Follow your dream!”

With a sickening crunch, the pair of scissors cut through the Romanesco. Pepe was overcome with shock as he witnessed his friend’s sacrifice. For a moment, he was frozen with fear, but then he fled, leaving the scene behind. His journey suddenly felt heavier. He moved slowly across the counter, his earlier resolve now clouded by doubt and sorrow.

As he trudged on, he passed a polished kettle sitting regally on the counter. The kettle noticed his drooping spirits and spoke in a warm, motherly tone. “What’s the matter, little one? You seem sad.”

Pepe stopped and looked up, surprised by the gentle voice. “I’ve lost a friend, and now I’m not sure if I can continue my journey.”

The kettle chuckled softly, her voice like a soothing hum. “I’ve seen many tea bags like you come and go, each one with a dream of finding that perfect cup. You mustn’t give up now. Your friend believed in you, and so do I.”

“But what if I never find it?” Pepe asked, sadness still lingering in his voice.

The kettle smiled kindly. “You’ve come this far, haven’t you? I have a feeling your perfect cup isn’t too far away.”

With a renewed sense of purpose, Pepe thanked the kettle and pressed on, the memory of his friend fueling his resolve.

He climbed up a shelf and, at last, found himself face to face with a beautiful ceramic cup. Its delicate curves and vibrant colors made Pepe’s heart flutter.

The cup’s soft, melodious voice spoke gently. “Hello, little tea bag. My name is Celine. What brings you here in the middle of the night?”

Pepe felt an instant connection. “I’m searching for the perfect cup of hot water... and I think I’ve found the perfect cup.”

Celine’s porcelain face softened into a smile. “And I’ve been waiting for a tea bag just like you.”

There was still one problem: they needed hot water. Pepe, however, knew where they had to go.

So, Pepe and Celine climbed down the shelf and went back to the friendly kettle. She was more than happy to help and switched herself on. When the water began to boil, she was suddenly heartbroken. “My dears, I won’t be able to pour the water without help. What are we going to do?”

Just then, a soft pattering sound caught their attention. Bella, the Daniels family's mischievous beagle, had snuck into the kitchen hoping to find a late-night snack. Pepe's eyes lit up with an idea.

"Bella!" Pepe called out excitedly. "Can you help us? If you help the kettle with pouring, we'll make sure you get something tasty."

Bella's ears perked up. "Something tasty, you say? Alright, I'm in."

Pepe quickly told Bella about the desperate sandwich, and with a swift leap onto the counter, the beagle grabbed the half-eaten snack, who couldn't believe his luck, and devoured it. Bella then nudged the kettle carefully, tipping it just enough so that the boiling water began to pour into Celine. Pepe jumped in after Bella had left the kitchen, releasing his soothing aroma and filling the kitchen with the calming scent of peppermint.

Just as Pepe had settled into Celine's embrace, the kitchen door creaked open. Mrs. Daniels walked in. She froze in her tracks, surprised to see a perfectly brewed cup of tea waiting on the counter.

Bewildered, Mrs. Daniels picked up the cup. "How did this get here?" she wondered aloud, still too sleepy to fully grasp what had happened. Bringing the cup to her lips, she took a sip, savoring the warmth and flavor.

As she looked around, she noticed a pair of scissors lying near a halved Romanesco and an empty plate where the forgotten sandwich had been. Her brow furrowed in confusion. "What a strange morning," she murmured.

And so, Pepe the tea bag's journey came to a satisfying end, proving that even the smallest of us can find our perfect place in the world if we're brave enough to chase our dreams.



**Sergej Grednev**

***Hundert Seelen***

***Poetry***





## Hundert Seelen

Sergej Grednev

Erneut ein kurzer Blick auf's Leben  
Erkenntnis macht die Brust mir Beben  
Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust?  
Ist das der Quell von Freude, Schmerz und Lust?

Ja, so hab ich oft gedacht  
Und mir damit, dem Steppenwolfe gleich,  
Die Sache wohl zu leicht gemacht

Da gebe ich dem Hesse nämlich recht  
Der formuliert es, so gesehen, gar nicht schlecht  
Wer's schon gelesen, den's nicht wundert  
Die Zahl der Seelen eher Hundert!

Und das Unglück kommt erst dann,  
Wenn nicht jede atmen kann!

Drum streb' ich an, die Brust mir aufzubrechen  
So jede Seele atmen könnt', könnt' sprechen!  
Und voller Neugier lausch' ich dann  
Was jede mir erzählen kann

## Poetry

Sergej Grednev

Ich schau in mich hinein  
Dort ist es ziemlich grau  
Doch das war nicht immer so  
Das weiß ich ganz genau

Doch wird es weiterhin so sein?  
Das kann ich dir nicht sagen  
Meist wünschte ich, es wär nicht so  
Doch hab nichts zu beklagen

Zum Klagen reicht es wohl noch nicht  
Doch hab auch nichts zum Lachen  
So sitz' ich hier und dichte still  
Was sollt' ich and'res machen?

**Julius Arendt**

***Tethered by Love***





© Julius  
Arendt

**Zum Hintergrund:**

„Meine Frau und ich haben einen sehr liebevollen, großen Hund zuhause. Sie ist mittlerweile über 14 Jahre alt und hat ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Wir haben sie mit 10 Jahren aus einer Auffangstation in Rumänien bekommen. Meine Frau hatte dort geholfen und sich dabei unsterblich in diesen Hund verliebt. Sie ist sehr ruhig und liebt es gekuschelt zu werden.

Im Sommer liegt sie immer an ihrem schattigen Platz auf unserer Terrasse. Sie liebt es andere Menschen zu begrüßen und verlässt dazu gerne auch mal ihren Platz aber kommt immer wieder zurück. Meine Frau macht sich jedoch sorgen, wenn der Hund auch nur kurz weg ist und hat sie daher an einen kleinen Stein festgebunden. Dabei ist dieses Bild entstanden. Tatsächlich hat der kleine Stein die gute Masha davon abgehalten ihren Lieblingsplatz zu verlassen.“

Julius Arendt

## **Tethered by Love**

Julius Arendt

A giant dog rests in the yard,  
held by a stone, her gentle guard.  
In the sun's warm embrace,  
a shaded spot is her sacred place.  
Though once she wandered, lost - alone,  
now she rests where love has grown.

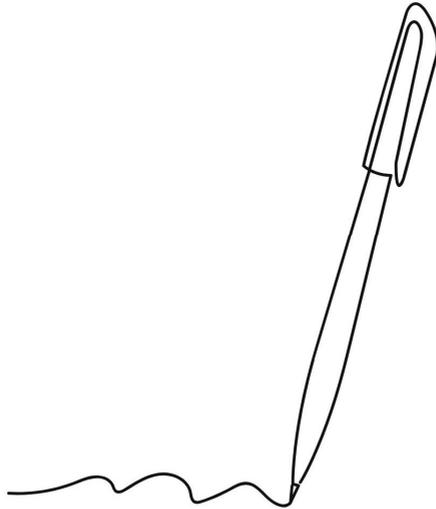
The dog slumbers content and free,  
its chest rises in rhythm's leap,  
no need for a leash, a guarantee.  
Its gentle soul, a love so deep,  
Home is where hearts align,  
and pain of past fades over time.

The small stone speaks in whispers sweet,  
of love so strong, it's complete.  
A stone so small it could be moved,  
but it stays in place as if to prove.  
The dog's testament for you to see,  
it's bound not by love and loyalty.



**Vince Di Dato**

***A child goes home***





## ***A child goes home***

**Vince Di Dato**

The mother arrived around 10:30 AM at the gate of White Horse Base. She was seeking a doctor for her child. I was the one that went to the check-point at the Romanian guardhouse to meet her. As a routine, local civilians came to ask for medical help on Thursday, but that was not the day. The CPA Governor sent me to meet the mother and ease her access to ROLE 2 inside Camp Mittica. The CPA had been heavily attacked two weeks before, and Nasiriyah was still "Comanche territory." We only adventured into it absolutely necessary tasks. Among those tasks was my daily work of keeping the CPA building garrisoned with a platoon of Italian marines and a squad of Iraqi infantrymen. The Governor and the Provisional Authority offices had already been transferred inside White Horse Bas.

The child was 18 months old but looked smaller, skinnier. His face was grayish. He was barely breathing, his head lying on the shoulder of the young woman, who was veiled in black.

- Are you taking them in with you, Captain? – asked the Romanian Sargent while offhandly pushing the register for me to sign.
- Sure. They are coming with me. - I took the two guests to my Land Cruiser, to head to the medical post.

It was 10:30 PM when the Governor called me on the radio:

- Come to ROLE 2. The child didn't make it. -

All-day long, the Governor had tried to organize a flight to get the mother and her child to Rome and to the best pediatric hospital there. Delay after delay; the flight never arrived. And anyway, it was probably too late for little Mimir, which was the child's name. He had had a congenital cardiac deformation. Now his skin was white as the sheet that was covering his little body. He was no longer suffering. Barbara, the Governor, offered the mother to stay in the base overnight, and to go back home at dawn. She insisted, however, on going home. Sitting on one bed we opened a satellite image of the city to ask her where her house was. Her finger touched a place in the southern sector, close to the third bridge. The Governor and I looked at each other. That area was totally controlled by the Mahdi militias. The mother insisted, touching the map again.

- You are the only one who knows the city well. - the Governor told me. I was not happy about that.

I called the Chief of Staff of the Brigade, and he gave me an escort from the Logistic Support Group. I borrowed a helmet, protection, and weapons from a Lieutenant — his Commander, a Lt. Colonel, a friend, came over to at the two vehicles, ready to go.

- What are you doing, Antonio? - I asked him. His daughter had been born only one week before, a few days after his arrival here.
- Where my soldiers go, I go. - I had no more objections.

The mother sat in our armored VM. I was in front with the driver and Zaid, the interpreter of the Governor. He was shaking and pale. I, in contrast, became suddenly calm, almost fatalist. It felt weird.

- Don't worry, Zaid, I'll get you home safely. You see this? - I pointed to a stuffed bat that my 4-year-old son had given to me, and which that I had attached to my bulletproof jacket, - This makes us invisible. - He looked at me: for him, now I was crazy.

At the entrance of the city, we met one of our tanks patrolling the area. They refused to come with us. It was too dangerous at that time of night. We drove along the factories, on the boulevard heading south, to the third bridge. I heard Zaid's faint voice:

- Please, Captain, ask them to go faster. They shoot RPGs here.... –
- Stay calm, Zaid. I told you they can't see us. -

It was almost 01:00AM when we stopped the two vehicles in a broad esplanade, right in the middle of the Mahdi neighborhood. The narrow street was directly in front of the door of my VM. A few men were peeking from one of the farther corners of the esplanade. The gunners were nervous. I got out, followed by Zaid and the mother holding the heavy little corpse in her arms. His head was covered too, resting on her shoulder. I took some steps into the alley, clutching the rifle as if it was my lifeline to get back into the armored vehicle. I called Zaid over and told him to escort the woman to her house:

- Don't take more than three minutes. -

I stood there a few seconds, then withdrew to the door of my vehicle.

The three minutes passed, then five more. I could see very little in the darkness in front of me but some more men were gathering on the opposite side of the square, staring at us. I yelled:

- Zaid! Let's go! -

I heard him running towards us, breathing hard. He jumped into the VM, and I followed him, closing the door behind. Twenty minutes later we were able to leave him in front of his house, in the northern part of the city. Nobody had attacked us on our way out there.

While driving back to the base, the night in the desert was starry.

- Good to be alive. - the Lt. Colonel mumbled.

- Yes. Life is wondrous. - I looked at the sky through the gunner trap-door. There was a bright half-moon making magical shadows on the landscape. The name Mumir, means "Bright Moon."

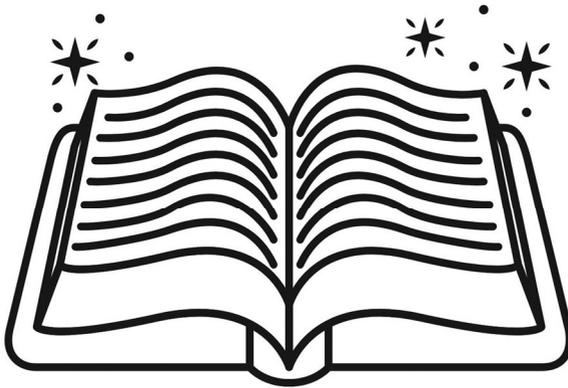
Zaid didn't come to work for three days. He showed up, then, with a packet for me which was wrapped like a present. It was a box of local candies. There was a note, roughly written on a piece of paper:  
"To the Captain, who believed his bat made us invisible, that night. And, it was true."

**Ronja Fischer**

***Ein Hauch von Magie***

***Das Karussell***

***Ruinen***





## **Das Karussell**

**Ronja Fischer**

Von Tag zu Tag  
Quält er sich mit den gleichen Sorgen  
Die Ehrfurcht vorm Leben  
Die Angst vorm Tod

Von Tag zu Tag  
schleppt er sich zur Arbeit  
konfrontiert mit der Vergänglichkeit  
unausweichlich scheint der Tod

Von Tag zu Tag  
Sucht er vergeblich nach der Antwort  
Hoffnungslosigkeit erfüllt ihn  
keine Akzeptanz vom Tod

Sein Leben – wie ein Karussell  
Viel zu schnell, viel zu grell  
Um klar zu sehn  
All die Mittel keine Lösung  
Nur Verdrängung, nicht Erkennung vom Problem

Doch diese Fahrt hat bald ein Ende  
Die Welt hört auf sich zu dreh'n  
Sie beginnt nun still zu steh'n  
Und die Antwort fast so grell und klar  
Nur so viel mehr als wunderbar  
Als die Fahrt im Schaugestell  
Im Karussell

Von Tag zu Tag  
Die Antwort lag schon immer da

An derselben Stelle, unberührt  
Unangetastet im Trubel des Lebens  
Bedeckt mit einer Schicht aus Staub

Auf seinem Nachttisch  
Wahrscheinlich einfach viel zu deutlich  
Wie der Wald bei lauter Bäumen

Auf den Seiten stehts geschrieben  
Er sprach schon lange vor uns  
Mit seinen Worten an uns  
„Gottes Licht scheint in der Dunkelheit.  
Und so dunkel es auch ist  
Dieses Licht erlischt nicht.

Und da war ihm alles klar  
Dass der Tod zwar unumgänglich  
Aber das Leben nie vergänglich  
Denn er ist für uns gegangen  
Drum müssen wir nie wieder bangen

Sind nicht gefangen, sondern erlöst  
All die Sorgen - nun vergangen!

## **Ein Hauch von Magie**

**Ronja Fischer**

Trübsal

Grau, trist

Umgeben von Dunkelheit

Alle Hoffnung ist erloschen?!

Hoffnungsschimmer

Stell dir einmal vor, du kannst nichts sehen.

Nichts nicht im Sinne von gar nichts.

Nichts im Sinne von allem, aber irgendwie auch nicht.

Siehst du den Baum dort drüben?

Der ist grau!

Siehst du das Haus dort drüben?

Das ist grau!

Grau mit einem Hauch von Schwarz.

Siehst du was ich meine?

„Nichts“ ist eigentlich wie alles nur eben ohne Leben, ohne Farbe ohne jeglich' frohen Ton.

Nun stell dir einmal vor, du kannst alles sehen.

Alles im Sinne von ALLEM.

Siehst du den Baum dort drüben?

Der ist ganz gewaltig farbenfroh!

Der ist grün.... Und braun... und rot und kunterbunt!

Siehst du das Haus dort drüben?

Das ist ganz gewaltig farbenfroh!

Das ist rot... und grün.... und braun und kunterbunt!

Siehst du was ich meine?

„Alles“ ist eigentlich wie „Nichts“ nur eben mit Emotion.

„Alles“ ist eigentlich wie „Nichts“ nur eben mit Leben, mit Farbe und überall klingt ein froher Ton!

Und so ist das mit der Poesie!  
Alles und Nichts liegt nah beieinander  
Zwischen ihnen - nur ein Hauch voll glitzernder Magie!  
Die Poesie ist ein Zauberer, Magier, Meister als  
Lebenswandler!

Und das Leben, das liegt ganz allein in deiner Hand.  
Ob Alles nur eben ohne Euphorie, wie ein Bild direkt aus der  
Radiologie!  
Oder das Leben gewandelt vom Meister der Worte,  
geprägt durch Zeilen, die in unseren Herzen verweilen  
voll mit Werken, die verzaubern  
Geschichten, die dich in eine neue Welt treiben

Der Zugang - fast verborgen  
Nur erreichbar durch diese kleine Pforte  
Geformt aus tausenden, wunderschönen Worten  
Der Poesie!

## **Ruinen**

### **Ronja Fischer**

Deine Arme halten mich ganz fest umschlungen, du wiegst mich hin und her so wie ein Kind - Hin und her im Rhythmus deines Herzens

Deine Arme halten mich und deine Liebe legt sich wie eine warme Decke um mich, um mein Herz, um mein Leben. Die Welt wird still

Deine Arme halten mich und alles wird still, alles steht still, die Stimmen der Ferne gedämpft, diese Schlacht habe ich nun schon zu lange gekämpft, zu lange verborgen und nun doch gestorben, verloren den Kampf der Freiheit

Deine Arme halten mein Leben, eine Ruine aus losen Ziegeln, die Ruinen scheinen das Leben zu spiegeln. Zerfallen, erschöpft, nachhallen, geköpft

Deine Arme halten mich als eine Träne die Wange hinunterläuft. Eine Träne aus all dem Schmerz all die Wut aus meinem Herz hinaus in die Welt. Ich sehe zu wie sie ins Unendliche fällt.

Deine Arme halten den Schein aufrecht, spielst wie immer die Rolle vom tapferen Held'. Aber irgendwann brichst auch du zusammen, die Träume vergangen, entflammen und werden zu Staub der Zeit.



**Jens Storjohann**

***Das hat es vor 70 Jahren gegeben***





# Das hat es vor 70 Jahren gegeben

Jens Storjohann

31. August 2023

## **Was enthalten diese Zeilen?**

Sie beschreiben, was ich als Kind vom Geburtsjahrgang 1949 in den 1950er und frühen 1960er Jahren beobachten konnte. Dies entspricht der Regierungszeit des Kanzlers Konrad Adenauer. Als Vierzehnjähriger war ich nicht in der Lage auf eine angemessene Weise politisch oder soziologisch zu analysieren. Aber Beobachtungen konnte ich sammeln. Weitestgehend habe ich darauf verzichtet, aktuelle Einsichten nachträglich in die Texte einzufügen.

## **Finanzen in der Familie und Einkaufen**

Geringfügige Kredite wurden nicht über eine Bank abgewickelt, sondern beim Lebensmittelhändler. Dort ließ man anschreiben, wenn man mehr Geld ausgegeben hatte, als man durch Lohn oder Rente bekommen hatte. Der Lohn, die Rente oder Sozialhilfe wurde meistens am Wochenende (Samstag!) oder zu einem festen Monatstermin ausgezahlt. Damit konnten (und sollten) Schulden, die sich bei verschiedenen Händlern während der Woche angesammelt hatten, beglichen werden. Wenn das nicht erfolgte, wurde kein weiterer Kredit

geben. So sollte es jedenfalls gehen.

### **Finanzaufsicht in der Familie und Lohntütenball**

Wöchentlich oder in seltenen monatlich mussten Löhne und Gehälter gezahlt werden. Dies geschah in Form von Lohntüten. Denn damals hatten viele Arbeiter gar kein Bankkonto.

Erfahrene Ehefrauen passten die Verteilung der Lohntüten ab, damit die ihrer Familie nicht in den

Lohntütenball gerieten. Das war ihre Art der Finanzaufsicht. Oft hatte ich Gelegenheit, einen meiner Klassenkameraden, dessen Familie im Haus gegenüber wohnte, dabei zu sehen, wie er am Samstagabend seinen stark schwankenden Vater nach Hause brachte.

Meine Eltern mussten als Arbeitgeber für jeden Freitag nicht nur genügend viel Geld vom Bankkonto abheben, sondern auch Geldscheine und Münzen in passender Stückelung zusammen zu stellen, weil der Inhalt jeder Lohntüte bis auf den Pfennig zu stimmen hatte. Tagelöhner bekamen ihren Lohn nicht in einer Lohntüte, sondern „auf Kralle“, d. h. auf die Hand gezählt.

In späteren Zeiten lockten die Banken erfolgreich Kunden mit dem Angebot eines gebührenfreien Girokontos. Dann wurden Löhne und Gehälter überwiesen. Das war das Aus für den Lohntütenball, unterstützt durch das Gebot, nüchtern zu fahren. Denn mehr und mehr Menschen fuhren mit dem eigenen Moped, Motorrad oder Auto zur Arbeit.

## **Dienstleister in der Nachbarschaft**

Eine heute sehr exotisch erscheinende Dienstleistung war die Laufmaschen- Aufnahme. In einem nahegelegenen Keller konnte ich vom Bürgersteig aus eine Dame beobachten, die mit einem kleinen Handapparat Nylon-Strümpfe reparierte, eben dadurch, dass ins Laufen geratene Maschen fest gehalten wurden. Ich selbst erinnere mich, dort Strümpfe meiner Mutter zur Reparatur abgegeben zu haben.

Welche Dienstleistung noch in unserem Wohnviertel angeboten wurde, kann man leicht erraten, wenn daran denkt, in welchem Land etwa die Hälfte aller Steuerliteratur der Welt veröffentlicht wird. Dafür gab es Steuerberater, Helfer in Steuersachen und Buchhalter.

## **Bratkartoffel- Verhältnis**

Das beschreibt ein zwischenmenschliches Verhältnis. Basis waren die schrecklichen Verluste im Krieg, die die Geburtsjahrgänge von etwa 1920 erlitten hatten. Auf den Punkt gebracht: Es gab in diesen Jahrgängen doppelt so viele Frauen wie Männer. So war es nicht verwunderlich, dass ein Mann, der nur gelegentlich zu Besuch kam, auch willkommen war. Die Bratkartoffeln, gaben dem Ganzen den Namen und standen für ein einfaches schnell zubereitetes Gericht, das wie auch die Hausfrau bei jungen Männern beliebt war.

## **Kundenbindung beim Schlachter**

Anrede mit dem Namen war z. B. beim Schlachter üblich. Man kannte seine Kunden, und nur sie

bekamen die besten Stücke. Seinen Status als „guter Kunde“ musste man sich durch längere Kundentreue erarbeiten. Die Wünsche von Männern, besonders wenn sie fachmännisch auftraten, wurden ernster genommen als die von Frauen.

Bei den Mitarbeitern kam eine ähnliche Hierarchie zum Tragen. Ganz oben der Meister, dann der Blockgeselle, danach mitarbeitende Frauen, die mit der Maschine Wurstscheiben schnitten oder die Preise zusammenrechneten.

Bei einem benachbarten Schlachter waren noch Reste der Kriegszeit in den Köpfen lebendig, in der die Kunden sich für jedes „markenfreie“ Gramm gesondert bedankten. Da war es kein Wunder, dass er seinen Laden schließlich aufgab.

## **Weihnachtsgeschenke von den Einzelhändlern**

Uns heutigen Supermarktkunden erscheint die Sitte, den treuen Kunden unseres Lebensmittelhändlers ein kleines Weihnachtsgeschenk persönlich zu überreichen, exotisch. Als beim Kaffeehändler, wo unsere Familie zu den guten treuen Kunden zu zählen war, das Geschenk ausblieb, war meine Mutter richtig verärgert. So etwas gehörte sich damals einfach nicht.

## **Sahnetüten**

Der Milchmann hatte stets Schlagsahne bereit. So konnte er den Kindern ein Hörnchen mit Schlagsahne zum Geburtstag schenken. Sonst holte man sich die Schlagsahne in eigener Glasschüssel. Das Plastikzeitalter war noch nicht angebrochen

### **Kinder als Einkaufshelfer**

Je nach Verstand eines Kindes konnte man es auf verschiedenen Weisen zum Einkaufen schicken. Der gewünschte Laden war ja nur ein paar Schritte entfernt. Man kannte sich und die Kinder.

Die einfachste und übliche Variante für das Kind war: „Steht aufgeschrieben, Geld ist eingewickelt“. Als Zehnjähriger belächelte ich so etwas, weil ich Einkaufslisten von der Art „2 Liter Milch, 1/2 Pfund Butter, 2 Sahne Joghurt, 1/4 Liter Schlagrahm, 1 Becher Margarine“ meistens vollständig im Gedächtnis behalten konnte. Zumindest hatte ich den Ehrgeiz, ohne den Blick auf den Einkaufszettel auszukommen.

13 Lebensmittelläden, nach meiner Erinnerung, waren von dem Häuserblock, in dem sich unsere

Wohnung befand, erreichbar mit maximal einer Straßenüberquerung 1 Konditor (der war berühmt im Westen der Stadt, 2 Bäcker, 2 Krämer, 2 Schlachter, 2 Milchgeschäfte, 2 Fischgeschäfte, 2 Grünhöker (so nannten wir sie damals).

### **Ladenschluss und Ladenschließung**

Wie kam es dazu, dass die meisten Lebensmittel-Einzelhändler aus dem Stadtbild verschwanden? Erstens verschwand ein Teil der Kunden in die Außenbezirke. Damit waren die Wohnungen in den Innenstadtbezirken nicht mehr überbelegt. Viele Arbeitgeber hatten nun Kantinen, die ihre Waren im Großhandel bezogen. Die Konkurrenz der Supermärkte tat ein Übriges.

Das Ladenschluss-Gesetz wurde liberalisiert. Da- mit blieb nur wenig Platz für „Tante.Emma“-Läden In einem großen Teil meiner berufstätigen Zeit musste ich meinen Feierabend so planen, dass ich am. Alltags um 18 Uhr und am Wochenende um 12 Uhr fertig eingekauft hatte.

Die heute erlaubten Laden-Öffnungszeiten sind für die Kunden sehr bequem, aber für einen mit zwei Personen arbeitenden Laden nicht zu schaffen.

### **Telefonieren**

Einen Telefonanschluss hatte bei weitem nicht jeder. An mobiles Telefonieren war nicht zu denken. Selbst die Polizei hatte noch lange Jahre später ein zwar mobiles, aber mit jedem nur geringfügig manipulierten UKW-Radio leicht abzuhörendes System. Die

Abschleppdienste freuten sich darüber.

Mein Vater als selbstständiger Handwerker war auf ein Telefon angewiesen. Als Hauswirt, der selbst in seinem Mehrfamilienhaus wohnte, stellte er sein Telefon, das in unserer Familienwohnung angebracht war, auch seinen Mietern zur Verfügung.

Aber viele Dinge, die heute über E-Mail abgewickelt werden, wurden über Telefongespräche oder Briefe erledigt.

### **Postzustellung**

Uns heutigen Email- und Hausbriefkasten-Kunden erscheint es unglaublich, dass man täglich mehrmals geleerte Briefkästen für ausgehende Post in weniger als 500 m Entfernung fand.

Geradezu märchenhaft kommt es einem vor, dass eingehende Post dem Empfänger an seiner Wohnungstür in die Hand gegeben wurde. Dies galt nicht nur für besondere Sendungen wie beispielsweise Telegramme und Eilsendungen, sondern auch für ganz normal frankierte Briefe.

### **Meine elterliche Firma**

Angebote für handwerkliche Arbeiten in größeren Firmen mussten schriftlich gefasst werden. Mutter als gelernte Stenotypistin und Vater als fachkundiger Handwerksmeister bildeten ein Erfolgsteam, den Ausdruck kannte man damals noch nicht, aber die Sache schon.

Als ich älter wurde, konnte ich bei größeren Aufträgen mitarbeiten.

### **Essen für die Pausen**

Für die große Pause bekam ich in Butterbrotpapier eingewickelte belegte Brote oder Brötchen, in Berlin als Klapp-Stulle bekannt. Heute verbreitetes Imbiss- Essen wie Hamburger und Pommes Frites gab es gar nicht.

Nach den Jahren der Schulzeit lebten wir von den Würstchenbuden, die Wiener, Bockwürste und Bratwürste verkauften, wenn wir versäumt hatten, Brote einzustecken.

Meinen ersten Hamburger habe ich im Jahr 1970, d. h. mit 20 Jahren als Gast in einer US- amerikanischen Kaserne in Bremerhaven gegessen.

Im Gymnasium am Altonaer Hohenzollernring organisierten ältere Schüler einen Milchverkauf.

Der Verkauf von Coca-Cola in der Schule wäre von der Schulleitung verboten worden.

Vegetarier waren der Wortbedeutung nach bekannt. Ein Biologielehrer berichtete, dass er eine Zeitlang sich vegetarisch ernährt hatte. Aber veganes Essen und Trinken waren unbekannt.

### **Rauchen in der Schule**

Rauchen wurde nicht als Drogenproblem betrachtet. Das war nicht überraschend, denn mehr als jeder zweite Lehrer rauchte. Geraucht wurde zunächst nur im Lehrerzimmer, zumindest war das die offizielle Regel. Rauchen am Arbeitsplatz war für die Lehrer wie für die Angehörigen der meisten anderer Berufe etwas wie ein Menschenrecht. Wer keinen Tabakrauch vertrug,

musste sich selbst eine Lösung suchen, z.B. an Konferenzen nicht teilzunehmen, wenn dabei geraucht wurde.

Später im Rahmen der „Oberstufen-Reform“ übertrafen sich einige Lehrer an Liberalität und ermunterten ihre Schüler bei Klausuren zum Rauchen das Klassenzimmer zu verlassen. Als Nichtraucher konnte ich da die Liberalität nicht unterstützen.

### **Zeitungen**

Es gab in unserem Häuserblock einen kleinen Zeitungsladen. Er lebte hauptsächlich vom Verkauf gängiger Tageszeitungen. Dazu kamen die Illustrierten und Groschenhefte vom Typ Herzschmerz und Comic Strips. Die Lotto-Toto-Annahme sorgte für Frequenz. Wenn ein Kunde etwas Geistiges

brauchte, standen die Fläschchen in für die Manteltasche passender Größe bereit. Auch das brachte Frequenz.

### **Buchladen**

Es gab auch einen Buchladen, der traditionell orientiert und organisiert war und zu einem guten Teil von den Lektürebedürfnissen der Schüler benachbarter Schulen lebte. Ansonsten war der Laden auch Problemlöser für Anfragen wie „Ein Geburtstagsgeschenk für eine Dame, die sich für Handarbeiten interessiert“.

### **Musik**

Es gab einen Laden, in dem man nicht nur Radios und Fernsehapparate kaufen, sondern auch Schallplatten „probieren“ und erwerben

konnte. Man musste die gewünschte Schallplatte nennen und bekam sie dann über eine Art Telefonhörer kostenlos (teilweise) vorgespielt. Das ergab für die Jugend eine stärkere Anziehungskraft, als sie der Buchladen hatte.

In deutscher Sprache wurden wieder Schlager gedichtet oder zutreffender „angefertigt.“ Es fehlten die witzigen und frechen Texte der neunzehnhundert-zwanziger Jahre.

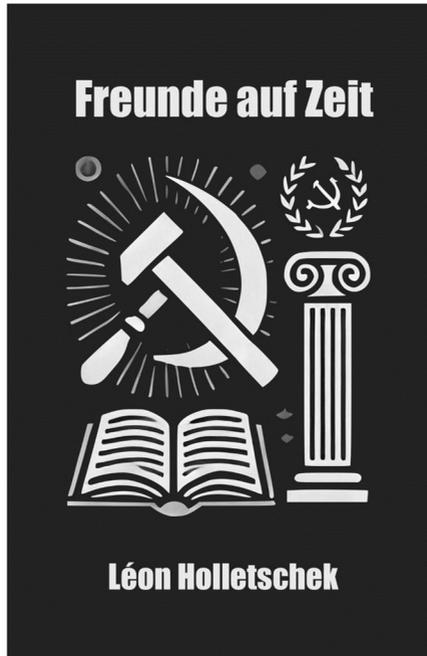
Die deutschen Schlager-Texte waren zu einem guten Teil gereimter Unsinn. Hier eine Kostprobe: Wenn am Strand die Wellen rauschen Und wir heimlich Küsse tauschen Dann vergessen wir die Welt Unter dem Himmelszelt. Kein Wunder, dass besonders junge Leute sich für die amerikanische Pop-Musik erwärmten.



Léon Holletschek

*Über die Relevanz der ganzjährigen Öffnung  
von Eisdieleen*





Vorläufiges Romancover: © Léon Holletschek „Freunde auf Zeit“

**Zum Hintergrund:**

„Die beiden Texte sind zwei gekürzte und zum Teil abgewandelte Kapitel meines Romans „Freunde auf Zeit“, welcher im nächsten Jahr im Programm eines deutschen Verlagshauses erscheinen wird.

Die Grundidee für das Kapitel mit den Eisdielen kam mir letztes Jahr im Oktober, als ich an einem Freitagnachmittag im Seminar „ISA Propädeutikum“ saß und uns die Dozentin aufforderte „mal zehn Minuten zu schreiben, was uns in den Kopf kommt“.

Die Idee zum Kapitel der Fahrradtour kam mir tatsächlich bei einer Radtour entlang des beschriebenen Wegs, während meine Mitbewohnerin und ich uns über die Reichen und Schönen Hamburgs lustig gemacht haben.“

Léon Holletschek

## Über die Relevanz der ganzjährigen Öffnung von Eisdielen

Léon Holletschek

Es ist Freitagnachmittag, die Uhr schlägt 13 und ich haste aus dem Seminarraum. Auf dem Weg nach draußen stolpere ich über das zwar fachmännisch verlegte, nunmehr aber schlecht gealterte Kopfsteinpflaster und schlage der Länge nach auf dem nassen Boden auf. Ich spüre eine Wärme, die aus mir herausdringt, doch ist es vielmehr mein Blut, welches mir aus der aufgeplatzten Stirne rinnt.

Doch blicken wir doch einmal fünf Minuten zurück: Warum überhaupt die Eile? Bin ich doch gemeinhin nicht für meine schnelle Fortbewegung bekannt. Nun, um das zu beantworten, müssen wir etwas in die Vergangenheit blicken.

Es begab sich also zu der Zeit als Gelato II. der Stadthalter von Venezien war. Neben seiner harten Vorgehensweise gegen die Produktion von Blauschimmelkäse war er besonders für seine Vorliebe für Speiseeis bekannt. Nun begab es sich aber, dass schon damals lästige Wintertouristen aus dem Norden in die warmen Orte des römischen Reichs stürmten, um in der grauen Jahreszeit auf der Halbinsel die letzten verbliebenen Sonnenstrahlen zu erhaschen.

Gelato sah durch die erhöhte Nachfrage an Speiseeis seinen Hofbedarf in Gefahr und setzte schließlich im Jahre 240 n.Chr. per Dekret ein Verkaufsverbot von Eiscreme in den Wintermonaten durch. Aufgrund der kulturhistorischen Bedeutung dieser weitreichenden Entscheidung -und der anhaltenden Unfähigkeit unserer Politiker hierzulande- konnte die Einigung internationaler Speiseeisverkäufer (kurz

EIS) bis heute keine ganzjährige Öffnung der Eisdielen erringen.

Kommen wir zurück zu meinem ungeschickten Abgang aus dem Seminarraum: Wäre dieses Dekret schon vor Jahren ad acta gelegt worden und somit die Eisdielen am Wandsbeker Markt noch länger geöffnet als nur noch bis heute 14:30 Uhr, wäre ich niemals dorthin gehastet, wäre nicht gestolpert und hätte mir auch nie den Kopf aufgeschlagen.

Aus diesem Grunde rufe ich euch hiermit zu: Lasst uns gemeinsam gegen diese Tyrannei ankämpfen. Ihr habt nichts zu verlieren als billige Alternativen aus der Gefriertruhe. Ihr habt eine Welt voller italienischer Eisspezialitäten zu gewinnen!

Eisliebhaber aller Länder vereinigt euch!



Soweit nicht anders gekennzeichnet: Bildquelle Canva.com